

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 12 (1929)
Heft: 12

Artikel: [s.n.]
Autor: Mussolini, Benito
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407714>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers:
Geschäftsstelle der F. V. S.
Postfach Zürich 18
Postcheck-Konto Nr. VIII 15299

Religion ist in der Wissenschaft absurd, in der Praxis eine
Immoralität, bei den Menschen eine Krankheit.
Benito Mussolini. «L'uomo e la Divinità.» 1924.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)
Inserate 1-3 mal: $\frac{1}{32}$ 4.50, $\frac{1}{16}$ 8.—,
 $\frac{1}{8}$ 14.—, $\frac{1}{10}$ 26.—. Darüber und
grössere Aufträge weit. Rabatt.

Auch ich bin gläubig.

Von Robert Seidel.

Auch ich bin gläubig, doch mein Glaube
Hat keinen Raum im Wunderschrein,
Er klebt an keiner Satzung Staube
Und keine Kirche schliesst ihn ein:
Er wühlt nicht in dem Schutt der Zeiten
Und gräbt nicht in der Worte Sand,
Er kann durchs rote Meer nicht schreiten
Und wandert in kein Fabelland.

Mein Glaube ist nicht eine Krücke,
Woran die Lahmheit sich bewegt;
Mein Glaube ist auch keine Brücke,
Worüber Einfalt Lasten trägt;
Mein Glaube ist kein Wegezeichen
Vom Erdental ins Himmelszelt,
Mein Glaube will kein Schlafgift reichen
Für Leiden einer Knechtewelt.

Mein Glaube schürt der Liebe Glut
Noch in der Ichsucht kaltem Haus,
Und sucht den Edelstein des Guten
Selbst aus den Menschentrümmern aus.
Mein Glaube ist ein kühner Ritter,
Der furchtlos mit dem Bösen ficht
Und mit der Wahrheit Sturmgewitter
Die stolzen Lügenburgen bricht.

Mein Glaube ist des Fortschritts Bote;
Er fliegt voran im guten Streit
Und pflanzt das Banner auf, das rote,
Des Menschentums der neuen Zeit;
Mein Glaube ist der Freiheit Leuchte,
Die grell der Knechtschaft Nacht erhellte
Und in die Kerker öd' und feuchte,
Den Labetrunk der Hoffnung stellt.

Mein Glaube ruht auf Felsengrunde
Vielhundertjähr'ger Wissenschaft,
Und steht in treuem Bruderbunde
Mit Menschengestalt und Weltenkraft.
Mein Glaube wurzelt in der Erde,
Und rankt sich um der Menschheit Baum
Und kämpft, damit zur Wahrheit werde
Der Besten schönster Zukunftsraum.

Mit Erlaubnis des Verfassers entnommen den «Gesammel-
ten Gedichten» von Robert Seidel, Berlin 1925. Verlag Dietz Nachf.

Die kritischen Gegner des Christentums.

(Referat, gehalten am Sozialpolitischen Seminar
der Deutschen Hochschule für Politik, Berlin.)

Von Heinz Jacoby.

Um ein Bild der Kritik am Christentum geben zu können,
ist es notwendig, kurz den historischen Entwicklungsgang zu
skizzieren, der eine solche Kritik überhaupt erst möglich ge-
macht hat. Das ist um so notwendiger, als es weniger auf die
Gründe als auf die Ziele der Kritiker am Christentum an-
kommt.

Im Mittelalter war die christliche Religion die einheitliche
Ideologie aller Klassen. Eine Kritik an ihr vom nicht religiö-
sen Standpunkt aus war nicht denkbar. Die Feudalherren,
deren mächtigster die Kirche war, hatten in Gott die notwen-
dige höchste Stufe ihres Ständebaues. Gott war der oberste
Lehensherr und die weltlichen Feudalherren also unantast-
bar von Gottes Gnaden.

Das konnte sich erst ändern, als die Machtverhältnisse
sich änderten. Der Handel brachte die bürgerliche Epoche,
brachte zunächst eine Erweiterung des menschlichen Gesichts-
kreises. Das Himmelsbild nahm eine neue Form an. Die Erde
erweiterte sich, Amerika wurde entdeckt. Der wachsende
Warenaustausch brachte die Menschen in engere Verbindung.
Die Blicke der Menschen richten sich allmählich von den
menschlich-göttlichen Beziehungen auf die nun zur Lebens-
sicherung notwendigeren zwischenmenschlichen Beziehungen.
Vor allem aber: Die bürgerliche Epoche wird begleitet von
einem wachsenden Wirklichkeitssinn. Die bürgerlich-merkan-
tilistische Zeit musste an alle Materie herangehen, um sie
auf ihre Warenfähigkeit zu prüfen. Die Zeit für überirdische
Betrachtungen wird dabei geringer. Alle Geheimnisse wurden,
wie Marx es ausdrückt, im Eiswasser der Erkenntnis ertränkt.
Das religiöse Wunder konnte nicht mehr gebraucht werden.
Die bürgerlich-materialistische Betrachtungsweise entstand
als Basis für die Kritik an der Religion. Es ist kein Zufall,
dass in einem Lande früher Blüte des Handelsbürgertums die
ersten Ansätze materialistischer Philosophie entstanden und
damit die erste kritische Wendung gegen das Christentum.
In Holland nämlich, durch Spinoza. In Deutschland beginnt
die kritische Wendung im 18. Jahrhundert in der Aufklärungs-
zeit, obwohl es in dem noch ganz feudalistischen
Deutschland noch zu keinem Bruch mit der Religion kommt,
sondern nur zur Kritik der Dogmatik. Darüber hinaus geht
auch Lessing nicht. Anders schon in Frankreich, wo um diese
Zeit Bürgertum und Feudalismus um die Macht ringen und
die Religion schon als feudalistische Ideologie angegriffen
werden muss. Der Name Voltaire kennzeichnet diese Epoche.
Aber Heine hatte recht, zu sagen, Voltaire verletzte nur den
Leib des Christentums. Erst das 19. Jahrhundert sollte die
grosse kritische Wendung gegen das Christentum bringen.
Das bürgerliche Selbstbewusstsein steigt aufs Höchste. Goethe
dichtet: